GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Vom Leben, der Liebe und dem Begehren zwischen Menschen und anderen Cyborgartigen

Mangelsdorf, Marion

2010

https://doi.org/10.25595/4178

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mangelsdorf, Marion: *Vom Leben, der Liebe und dem Begehren zwischen Menschen und anderen Cyborgartigen*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 16 (2010) Nr: 1, 271–275. DOI: https://doi.org/10.25595/4178.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Marion Mangelsdorf

Vom Leben, der Liebe und dem Begehren zwischen Menschen und anderen Cyborgartigen

Teknolust ist keine Dystopie. Der Film ist weder düster noch nutzt er die Projektionsfläche fiktiver Welten, um damit die unsrige moralisch-kritisch zu beleuchten. Dadurch unterscheidet er sich deutlich von den Science Fiction-Filmen des so genannten Cyberpunks, wie sie beispielsweise durch *Blade Runner* (1982), *Eve 8* (1989), *Matrix* (1999) oder das japanische Anime *Ghost in the Shell* (1995) vertreten werden.[1] Vielmehr liefert hier die Schauspielerin Tilda Swinton in dem surrealen, farbenfrohen und romantisch-komischen Sciencefiction-Film eine vielgestaltige Performance ab. Mit Swinton gelang es Lynn Hershman-Leeson, der Drehbuchautorin, Regisseurin und Produzentin des 2002 erschienenen Films, gleich vier Figuren eine einzigartige Lebenskraft zu verleihen. Dass dabei nur eine der Figuren einen Menschen darstellt, rückt während des Films immer stärker in den Hintergrund und macht den besonderen Charme des Plots aus.

Swinton spielt die Biogenetikerin Rosetta Stone wie auch drei Replikantinnen, die diese aus der eigenen DNA anfertigt. Während die Reproduktion der Cyberdrillinge so einfach ist wie „Brownies zu backen" – bemerkt die Biogenetikerin nicht ohne Stolz – erweist sich jedoch die Betreuung und Fürsorge der drei als schwierig. Zum einen, weil die Drillinge von Stone das verlangen, was jeder Nachwuchs von seinen Betreuenden einfordert: Aufmerksamkeit, Zuwendung und Liebe. Stone würde dies ihren drei Replikantinnen gerne entgegenbringen, schließlich ist die prüde, verschrobene Naturwissenschaftlerin ansonsten alleine. Aber ihr Sorgebedürfnis scheitert daran, dass eine Work-Life-Balance mit Kindern – zumal im Kontext von Forschungsstätten – schwer zu bewältigen ist. Das ist im Film nicht anders als im Leben, noch dazu, wenn Frau und Wissenschaftlerin ihrer Umgebung nicht sagen kann, dass sie fürsorgepflichtig ist, weil ihre Zöglinge vor der Weltöffentlichkeit geheim gehalten werden müssen. Und so wird es den dreien mitunter langweilig, sie beginnen Fragen zu stellen und möchten die Welt jenseits ihrer vier Wände kennenlernen. Kurz: Sie pubertieren und beginnen sich allmählich von ihrer Erzeugerin abzulösen.

Darüber hinaus benötigen die drei Klone für ihr Überleben ein Y-Chromosom, das sie männlichem Sperma entnehmen sollten. Normalerweise sorgt Stone

mit Hilfe einer ihrer Zöglinge dafür, dass die Drillinge – nicht wie üblich mit Muttermilch, das wäre ja langweilig – hinreichend mit Sperma-Spritzen ausgestattet sind. Doch als ein Versorgungsnotstand entsteht, drängt es die Klone voller Verlangen, sich aus der symbiotischen Viererkonstellation zu lösen und an der Welt der Menschen teilzuhaben. Gewohnt sind wir, dass an einer solchen Stelle im Film das Drama beginnt. Die Vermischung des Fremden mit dem Normal-Menschlichen hat ja meistens Krieg oder zumindest Totschlag zur Folge – nicht so in *Teknolust*. Dieser Film ironisiert gängige Science Fiction-Klischees. Klischees, die darauf aufbauen, dass zur Selbstständigkeit drängende ReplikantInnen letztendlich zur Gefahr für Menschen mutieren. Ein Motiv, das wir beispielsweise aus *Blade Runner* (1982) kennen, aber auch aus der feministischen Variante des Cyberpunk-Films *Eve 8* (1989). Dort geschieht genau das, was die gottähnlichen Frankenstein-WissenschaftlerInnen in Science Fiction-Filmen meistens erwartet: Sie werden durch ihre ReplikantInnen, AndroidInnen, das heißt durch ihre technoiden Geschöpfe mit der Schattenseite ihrer Allmacht, mit ihrem Unbewussten, ihren Ängsten und uneingestandenen Hoffnungen konfrontiert, und das wird häufig kämpferisch ausgetragen. So wie in *Eve 8*, wo eine hochbegabte Wissenschaftlerin einen Kampfroboter entwickelt, der ihr zum Verwechseln ähnlich ist. Doch ihr Alter Ego gerät außer Kontrolle, ihr technisches Double lebt den Männerhass, die Vergewaltigungsängste und Machtfantasien der Wissenschaftlerin aus. Diese muss ihr Geschöpf außer Gefecht setzen, sonst würde es zur Bedrohung ganz New Yorks werden.

Mit einer solchen Dramatik werden wir in *Teknolust* nicht konfrontiert. Stones Klone mischen sich naiv und frech unter die Menschen. Nicht weniger wie diese versuchen die Replikantinnen zwischen Projektionen, Reproduktionen und Wunschfantasien ihre je eigene Integration an eine imaginierte Realität und Normalität in der Welt zu leisten. Ganz im Sinne Judith Butlers, die im *arte*-Dokumentarfilm von Marie Mandy *Judith Butler. Philosophin der Gender* (2006) erzählt, dass sie als Kind ihre Eltern als Double von Filmstars der Nachkriegszeit empfand. Ihr Vater habe wie Clark Gable ausgesehen, ihre Mutter sei Greta Garbo gewesen. Die von der Leinwand ins alltägliche Leben projizierten Gestalten hätten sich, so führt Butler im Dokumentarfilm weiter aus, an die Bilder, die in der Traumfabrik Hollywood entwickelt wurden, angepasst. Analog stellen sich auch die Cyberdrillinge in *Teknolust* auf die Welt der Menschen ein. Mit Spielfilm-Slogans erobern sie die Herzen der Männer, die gar nicht merken, dass das alles fiktiv ist. Das spielt letztendlich aber auch keine Rolle. Wichtig scheint nur zu sein, dass die Illusion Spaß macht und Begehren weckt – und genau das weckt sie.

Dass Menschen auch Cyborgs sind, wie die feministische Naturwissenschaftsforscherin und Philosophin Donna J. Haraway im *Manifesto for Cyborgs* 1985 bereits äußerte, lässt sich mit dem Film lustvoll durchdeklinieren. Denn, dass wir Cyborgs sind, bedeutet, dass wir Menschen nicht weniger als unsere Produkte Mischwesen zwischen Natürlichem und Künstlichem, Realem und Projiziertem, Natur und Technik sind. Aber nicht nur diese, von den meisten dekonstruktiv geschulten Menschen bereits akzeptierte Cyborg-Ontologie ins-

zeniert *Teknolust*, sondern ebenso lassen sich durch den Film Überlegungen Haraways weiterspinnen, die sie in ihrem 2003 erschienenen *Companion Species Manifesto* skizziert hat. Darin umkreist sie die Frage: Wie kann ein Leben, die Liebe und das Begehren zwischen uns und anderen Cyborgartigen aussehen? Eine Antwort darauf gibt *Teknolust* und beweist, dass *desire*, also das Begehren, jene von Judith Butler in der Geschlechterdebatte ins Spiel gebrachte Variable, diejenige ist, die nicht nur die Grenzen unseres sowohl biologischen als auch sozial codierten Geschlechts mitunter durcheinander bringt, übersteigt, ja transzendiert, sondern auch die Grenzen zwischen uns und anderen Wesen – seien sie vierbeinig, blechern oder molekularbiologisch gedoubelt. In *Teknolust* entstehen Patchwork-Familien neuer Art.

In der zeitgenössischen Technikentwicklung, der Robotik und Künstlichen Intelligenzforschung gibt es jedoch eine Debatte, die infrage stellt, ob solcherart fantastische Visionen Realität werden könnten. IngenieurInnen haben mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass die meisten Menschen den immer humanoider auftretenden Cyborg-Gestalten im Internet und im Alltag mit Skepsis, eher sogar mit Ablehnung begegnen. Avatare, die uns im Netz Dienstleistungen nahe zu bringen versuchen, oder Cyborgs, die Violine spielen, HaushaltsdienerInnen oder BetreuerInnen sein sollen, sind, umso echter sie wirken sollen, desto befremdender. Die IngenieurInnen sprechen in diesem Zusammenhang vom ‚Uncanny Valley', dem unheimlichen Tal, das wir im Umgang mit unseren technoid-humanen Artefakten zu durchschreiten hätten, um sie sodann akzeptieren und die Vorteile eines Zusammenlebens mit ihnen schätzen lernen zu können.[2]

Vielleicht liegt es an dieser bislang existierenden Skepsis gegenüber dem Neuartigen und Fremden, dass wir in Science Fiction-Filmen selten mit einem Happy End konfrontiert werden. Selbst in dem beliebten feministischen Science Fiction-Roman *He, She, It* von Marge Piercy (1991) muss sich der Cyborg am Ende opfern. Es ist die Liebe, die zwar Verwirrung zwischen den menschlichen und technoiden Gestalten stiftet, aber ein gutes Ende nimmt es deswegen nicht. Die Liebe schafft es nur, dass sich die einzelnen ProtagonistInnen über ihre gesellschaftliche Bestimmung im Klaren werden und sich dann darüber hinwegsetzen wollen. Für Roboter gilt im Allgemeinen, im Kampf eingesetzt zu werden, da haben Liebe und Romantik wenig Platz. Jod, der Cyborg und Kampfroboter in *He, She, It* wählt aus diesem Grund schließlich den Freitod. Denn Gefühle wie Liebe und Begehren zu den Menschen, die ihn erschaffen und sozialisiert haben, machen es ihm unmöglich, seine tödlichen Aufträge auszuführen.

Die Cyberdrillinge in *Teknolust* wissen von einer solchen Bestimmung als Kriegswesen nichts, sie sind von Beginn an ungewöhnliche, aber respektierte Familienmitglieder. Als solche reproduzieren sie sich auch, durchschreiten ganz selbstverständlich das ‚Uncanny Valley'. Ob wir mit ihnen begeistert von TeknoLust oder doch eher skeptisch von TeknoFrust sprechen können und wollen, lässt sich an dieser Stelle nicht beantworteten. Dazu benötigen wir eine differenzierte Debatte, ob das, was machbar, auch wünschenswert ist. Für LiebhaberInnen (de)konstruktivistischer Debatten und Gedanken-Jonglagen

bietet der Film *Teknolust* jedoch auf jeden Fall charmant-ironische Impulse. Er treibt das Science Fiction-Genre damit unterhaltsam weiter und in bislang erst wenig ausgestaltete Gefilde.

Anmerkungen

1 In dem Aufsatz „Woran erinnert sich die Cyborg?“ bin ich näher auf Science Fiction-Filme des Cyberpunks, insbesondere auf *Ghost in the Shell*, *Blade Runner* und *Matrix*, sowie auf Harway's ironisches Cyborg Manifesto eingegangen (Mangelsdorf 2006).

2 Der japanische Designer Masahiro Mori äußerte bereits 1970 in seinem Aufsatz „Bukimi no tani the uncanny valley“ die Hypothese, dass je realistischer eine Robotergestalt dargestellt wird, die emotionale Berührung desto mehr abnimmt. Mori, der in der Robotik forscht, stellte fest, dass Menschen Skepsis vor Robotern haben, wenn sie zu menschlich wirken. Es scheint, dass die Betrachtenden ab einem gewissen Realismusgrad eher Mängel im Ausdruck ihres künstlichen Gegenübers suchen, während sie bei stilisierteren Figuren versuchen, Emotionen auf die Roboter zu projizieren bzw. hineinzuinterpretieren.

Literatur

Haraway, Donna J. (1985) „Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980's.“ *Socialist Review* 80/1985: 65-108.

Haraway, Donna J. (2003): *Companion Species. Dogs People, and Significant Otherness*. Chicago: Paradigm Press.

Mangelsdorf, Marion (2006) „Woran erinnert sich die Cyborg?“ *Freiburger GenderStudien* 19/2006: 247-266.

Marge, Piercy (1991) *He, She, It*. New York: Alfred A. Knopf.

Mori, Masahiro (1970): „Bukimi no tani the uncanny valley.“ *Energy* 7/1970: 33-35.

Film

Judith Butler. Philosophin der Gender (2006). Regie Marie Mandy. arte.

Teknolust (2002). Regie Lynn Hershman-Leeson. Sunfilm Entertainment.